

Bürgermeister beweist. Er will hier – was eine sehr fragwürdige Maßnahme ist – durch einen offiziellen Erlaß die Gesellschaft verchristlichen. Eine Art „Gesetzesinitiative“, die dem Gedanken an die Menschwerdung Gottes erwächst. Etwas Ähnliches ist die Idee eines vom Kaiser zu erwirkenden Dekretes, das anordnen soll, daß den Tieren an Weihnachten Körner ausgestreut werden. So naiv beide Beispiele sind, sie eröffnen doch eine Perspektive: Franz von Assisi würde sich heute in der Politik einsetzen, um der Welt jene Gestalt zu geben, die sie von Gott her haben sollte.

Zusammenfassung

Je intensiver man sich mit Franz von Assisi beschäftigt, um so mehr erschließen sich die Verwirklichungsmöglichkeiten und Zumutungen für unsere Zeit. Im vorliegenden Artikel konnte ich mich selbstverständlich nur auf einige Anliegen besinnen. Daß diese aber das Zentrum des franziskanischen Lebens und der franziskanischen Botschaft bilden, kommt in der Strukturierung von Bonaventura, die ich meinen Gedanken zugrunde legte, eindeutig zum Ausdruck.

Weil ER lebt

Reinhold Schneiders religiöser Weg¹

Bruno Stephan Scherer OSB, Zürich

Bezeugen, daß Er lebt

Die Überzeugung, daß Christus zwar gekreuzigt und gestorben, aber auch auferstanden ist, daß Er nicht im Tode verblieb, sondern lebt, gehört wesentlich zur Glaubens-Überzeugung der Christen. Mit dieser lapidaren Botschaft beginnt Lukas die Apostelgeschichte. Darin faßt er nochmals den Gehalt seines „ersten Berichtes“, seines Evangeliums, zusammen: „Ihnen (den Aposteln) zeigte er (Jesus) nach seinem Leiden durch viele Beweise, daß er lebe: durch vierzig Tage erschien er ihnen und sprach zu ihnen vom Reiche Gottes“ (Apg 1, 3).

Die Aufgabe der Apostel und Jünger war es, ihre Erfahrung, ihre Ge-

¹ Leicht gekürzter Text des Vortrags an der Katholischen Akademie in Bayern, München, 7. Mai 1978 („Reinhold Schneider – Schriftsteller und Christ zwischen den Fronten“, Forum anlässlich des 75. Geburtstages und des 20. Todestages des Dichters). Vgl. „Zur Debatte“ / München 8 [1978] Nr. 4, 5, 10 f.

wißheit, ihren Glauben vom gekreuzigten, dann aber auferstandenen und lebenden HERRN weiterzutragen, andern mitzuteilen, zu verkünden (vgl. Apg. 1, 8; Mt 28, 19; Mk 16, 15).

In diesem Zeugnis erkannte auch Reinhold Schneider seine Aufgabe als Christ und Schriftsteller. In seinem Lebensbericht steht der Satz: „Er (Christus) hat gelebt; er ist lebendes Wort. Und auch heute redet das Buch nur, *weil er lebt* und weil wir im Lichte des über die Welt gesandten Geistes das Licht sehn“ (VT/131)². Er steht indessen nicht in der Reihe der ordentlichen Nachfolger der Apostel, der Bischöfe und Priester als Amtsträger, sondern wie ein Franziskus, ein Benediktus und ungezählte Nicht-Priester und doch auserwählte und berufene Apostel ihrer Zeit in der Linie und der Sukzession der *Charismatiker*, die in der frühen Christenheit auch Propheten genannt wurden. Er steht in der Nachfolge des Paulus und anderer vom lebenden HERRN unmittelbar erwählten Geistträger, jener zu einem besonderen Dienst in der Kirche Jesu Berufenen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat eigens auf die Möglichkeit, die Existenz und die Wirkkraft der Charismen aufmerksam gemacht (vgl. Dekret über das Apostolat der Laien, Kap. III).

Wer bist Du, HERR?

Wie bei Paulus ist auch im Leben Reinhold Schneiders eine überraschende Wende festzustellen. Ihr Anfang – sie zog sich bei Schneider über gut acht Jahre hin – läßt sich erfassen als ein Sehen, ein Erkennen, *daß Er lebt*. Dem folgte die Frage des Saulus vor Damaskus: „Wer bist du, Herr?“ (Apg 9, 5). Beim Lesen des Evangeliums an einem Weihnachtsabend gingen dem einsamen Schriftsteller zu Potsdam die Augen auf. Er „floh nach wenigen Kapiteln auf die kalte dunkle Straße. Denn es war ja klar: unter diesem Anspruch der Wahrheit kehrt sich das Leben um. Dieses Buch kann man nicht lesen . . . Man kann es nur tun. Es ist kein Buch. Es ist Lebensmacht. Und es ist unmöglich, auch nur eine Zeile zu begreifen, ohne den Entschluß, sie zu vollziehen“ (VT 131).

Etwas ist für Reinhold Schneider – ähnlich dem Paulus, dem das bisherige jüdische Gesetzesverständnis zerbrach – zerbrochen: die überkommene Welt- und Gottesschau, die bisherige Lebens- und Geschichtsschau, sein „tragischer Nihilismus“ (VT 9), das tragizistische Lebens- und Geschichtsbild, das ihm immerhin über mehrere Jahre hin Mut und Kraft, sein von Schwermut verdüstertes Leben auszuhalten, geschenkt hatte. Und wirklich, im „Verhüllten Tag“ fährt er fort: „Da ich nun versuchte, englische Geschichte zu begreifen, stand Christus überall vor mir als Macht.

² Zitiert wird mit Sigel und Seitenzahl. Vgl. unten das Verzeichnis der Sigel.

Ich wagte es, den Umrissen eines Heilsplans nachzuspüren, der Frage des Menschen“ (– wer bist du, Herr? –), „der Antwort des Herrn“ (VT 131).

Verantwortlich für alle

„Christus als Macht“, als Mächtiger, als in den Menschen, in Welt und Geschichte Wirkender! „Mir ist alle Macht (Gewalt) im Himmel und auf der Erde gegeben“ (Mt 28, 18). Weil dem so ist, haben die auf Erden Mächtigen vor Christus Rechenschaft abzulegen über die *Verwaltung ihrer Macht*. Sie sind nicht autonome Besitzer, sie sind nur Verwalter einer von Christus verliehenen, ihnen überlassenen Machtbefugnis. Aus dieser Erkenntnis und aus umfassendem Glauben heraus wußte, fühlte sich Reinhold Schneider verantwortlich für seine Zeit und Umwelt, für die Mitmenschen, ihr irdisches und überirdisches Heil, für die Träger der Macht in Kirche und Staat, für die Schöpfung und ihre Bewahrung, Bearbeitung, Weiterentwicklung in Handwerk und Technik, für die Kultur-Arbeit der Menschen. „Indem wir glauben, ergreifen wir die *Mitverantwortung* für alle und alles; wir können uns nicht zu Christus bekennen, ohne betend und wirkend teilzunehmen an der Rettung aller. Wirkend erst wird der Glaube Wirklichkeit, auch für uns selbst; ist es die Bestimmung des Glaubens, die Welt zu retten, so werden wir ihn erst vollziehen und ganz erfahren im Zusammenhang der Reiche und Zeiten, in den uns Christus gewiesen hat und über dem der Geist mächtig ist“ (DM 89 f., vgl. zum Stichwort „Machtverwaltung“ EE 34).

Hier, im Glauben an die Verantwortung für das Heil aller, liegt auch die Wurzel der *sozialen Gesinnung* Reinhold Schneiders, der nie egoistisch nur für sich und sein Scherflein gesorgt hat, nie einzig das tat, was ihm selber und seinem Werk nützen konnte, sondern tat, wozu er sich in jedem Augenblick als Glied des Ganzen in Kirche und Volk aufgerufen fühlte. Wo er helfen konnte, eilte er hin. Sein wahrscheinlich letztes Sonett (1951 entstanden / So 77) spricht diese Gehorsamsbereitschaft aus:

Dort, wo die Brücke einstürzt, eile hin!
Zur Flamme werde, die dein Werk verbrennt!
Ob dich das Volk verleumdet und verkennt:
Tu's doch! Das Zeichen selber ist Gewinn.

Dabei setzte der Dichter großzügig und selbstlos seine künstlerische Schöpferkraft hintan. Er sah Mitmenschen leiden. So tat er „Samariterdienste“, worunter viele seiner Sonette und die kleinen, aufmunternden, tröstenden, religiöse Vertiefung schenkenden, zu Gebet und Sühneleistung aufrufenden Aufsätze, sowie seine zahllosen Briefe gemeint sind. „*Die Sorge um das Heil* – und zwar das Heil aller – geht der Sorge um das Werk voraus“,

lesen wir im Aufsatz „Christliche Dichtung“: „Werk und Heil können – sie müssen vielleicht nicht – in Konflikt geraten, selbst in unlösbaren Konflikt. Die Gewissensverantwortung vieler christlicher Dichter konnte sich der Zeit gegenüber auch mit dem vollkommenen Werke nicht bescheiden“ (R 15). „Geistige Existenz“, notiert Schneider im „Winter in Wien“, „ist soziale Existenz, Dasein im Zusammenhang“ (WW 32). Als Christen und als Menschen sind wir auf das Heil aller verwiesen. „Schwerlich werden wir das Heil unserer Seele gewinnen, wenn wir vergessen, daß es das Heil aller ist“, schreibt er. „Daß ‚alle eins werden‘ in einem großen, göttlichen Leben, war Christi Wille; der nur sich selber sucht, löst sich vom geheimnisvollen, heiligen Leibe und stirbt“ (DM 90).

Verantwortung in der *Kirche* und zwar auch der Laien, nicht nur der Amtsträger und Theologen, forderte Reinhold Schneider zehn Jahre vor dem Konzil. Gleichsam auf die schwersten Jahre 1950/52 seines Einsatzes als Christ und Schriftsteller zurückblickend, auf sein politisches Engagement, da er sich vehement gegen die Wiederaufrüstung der getrennten Teile Deutschlands, gegen die allgemeine Wehrpflicht, gegen jegliche Gewalt und Waffendrohung von seiten der Christen, gegen die Anwendung oder auch nur strategische Einplanung und Lagerung von Atom- und Kernwaffen wandte, schrieb er im Jahre 1953 in der „Schweizer Rundschau“ (53, 1953/54, 50), ein jedes Glied der Kirche trage heute „die Verantwortung für die von Christus angerufene Menschheit“: „je mehr christliche und also kirchliche Verantwortung der Laie übernimmt, um so stärker wird die Kirche sein.“

Das Wissen um die Mitverantwortung aller am geschichtlichen Schicksal bestimmte auch seine Auffassung von Schuld und Mitschuld, von Sühne- und Opfergesinnung. Bereits der kleine Aufsatz „Vom täglichen Leben in der Geschichte“ (MG 118) weist – von einem Wort Schillers ausgehend – darauf hin. „Es ist kein Werk ohne Schuld“, bekennt in der Erzählung „Das Schwert“ der Künstler vor seiner Frau; „wer zu wirken beginnt, der wird verstrickt; wer verstrickt wird, der wird schuldig; wer schuldig ist, der wird gerichtet: hätte ich deshalb nicht wirken sollen?“ (FK 142 f.).

Mitschuld an der Schuld anderer, gibt es das? Ja, wenn es Gedanken-sünden gibt; wenn die Christenheit, wenn die Menschheit einen geheimnisvollen Leib bilden (vgl. NH 132–135; AW 90).

Ein Sonett drückt diesen Gedanken sehr eindrucksvoll und in persönlicher Betroffenheit aus:

Den Pfad der Sühne such' ich, ungesehen,
Einsam und stumm, von dunkelm Gram umschauert,
Daß Würde nicht die Schande überdauert,
Und letzter Adel mußte untergehn . . .

Und fremd und fremder fühle ich mich werden.
Die Schuld allein, die niemand sühnen kann,
Hält mich am Menschen noch und zwingt zu sühnen.
Wer nennt sich frei, wer nennt sich rein auf Erden?

(So 75)

Die Reue im stillen Kämmerlein genügt nicht. „Im Geständnis ist der Anfang der Wandlung, die allein noch retten kann“, heißt es (NE 7 f.). Und: „Die Sühne, nicht die Vergeltung, wird den Frieden begründen“ (GE 27).

Die Kirche

Man kann nicht von Christentum, von Christus und seiner geheimnisvollen Gegenwart in unserer Welt sprechen, ohne nicht auch die Wahrheit von der *Kirche* zu meinen oder zu berühren. Schneider hatte nach dem Zusammenbruch Deutschlands auf ein Schuldbekenntnis der Kirchen gehofft. Beide Konfessionen besaßen tapfere und heroische Bekenner in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur, ungezählte Namenlose, die Widerstand geleistet hatten. Aber wie viele versagten durch allzu große Ängstlichkeit und Furcht, durch unstatthafte Toleranz, durch Mangel an Zivilcourage und Mut, durch halbfreiwilliges Mitläufertum, zeitweilige Verwirrung und völlige Verblendung? Sind die Kirchen nicht auch durch Schweigen, durch zu langes Schweigen dem Nationalsozialismus gegenüber schuldig geworden? Von Jochen Klepper, dem Freund, der mit seiner jüdischen Frau und deren Tochter in auswegloser Verlassenheit Selbstmord beging, schrieb Schneider: „Als im November 1938 (nach der Kristallnacht!) beide Bekenntnisse den gebotenen Protest nicht ablegten, erlitt er (Klepper) . . . eine Enttäuschung, die er wohl nie überwunden hat“ (MK J. Klepper 1951).

Ehrfurcht und das Wissen um die Mitbeteiligung, das Mitdabeisein hinderten ihn daran, an Rolf Hochhuts Stelle das Drama vom Schweigen *Pius' XII.* bei allem verborgenen, rettenden Wirken für die vom Nazi-regime Verfolgten zu schreiben. Wer sich selber zuinnerst zur Kirche gehörig weiß, wer das „sentire cum ecclesia“ besitzt, wer in und mit der Kirche mitfühlt, mitleidet, der erlebt die Fragestellung anders, der weiß im Glauben, daß den Papst ein anderer „durchherrscht“, Christus! Der Herr trägt mit seinem Diener das Kreuz, auch das Kreuz tragischen Ungenügens, menschlichen Versagens. „Wer ein Gefühl hat für die Bedeutung des Wortes ‚Wahrheit‘ auf seinen (des Papstes) Lippen, der weiß, daß die immer erneuten Ermahnungen zu Buße, Sühne und Gebet, zum Opfermute, zur rastlosen geistigen Arbeit und zur Heiligung von der Resonanz des Lebens getragen werden: der mag auch ahnen, welche Bedeutung das

Wort ‚Gewissen‘ im Leben eines Mannes hat, der unermüdlich die Gewissen aufzurütteln suchte . . . Aber nicht einen Augenblick dürfen wir vergessen, daß in Pius XII. wie in allen seinen Vorgängern das Geheimnis des Amtes lebt“ („Pius XII.“ in: „Der christliche Sonntag“ 1, 1949, 101).

Im Jahre 1941, nach einem Vortrag in Florenz über Philipp II., wurde Reinhold Schneider von Papst Pius XII. in Privataudienz empfangen. „Die Begegnung erschütterte mich tief“, lesen wir im „Verhüllten Tag“. „Er schien mir nur noch Amt zu sein, . . . ein Mensch wie ein Lichtstrahl“ (VT 173). Es sei „vielleicht die größte geschichtliche Tat Pius’ XII. gewesen – und eine große der Seelsorge –, bemerkt Schneider in seinem Aufsatz zur Problematik des Kosmos, „daß er sich in seiner Ansprache über das moderne astronomische Weltbild zu den unvorstellbaren Dimensionen des Raumes und der Zeit, zu der unfäßbaren Vielheit der Welten bekannte“ (P 238).

Ehrfurcht, Mitgefühl, Mitleiden mit der Kirche können und dürfen aber das eigene Suchen nach Wahrheitserkenntnis und das Stehen zur erkannten Wahrheit, das kritische Denken und Mitdenken, die Mitverantwortung nicht aufheben. Wie Paulus einst dem Petrus ins Antlitz widerstand (Gal 2, 11), wie Petrus in Demut seine Schwäche zugab und sich wandelte, so sollte man auch in der Kirche unter Christen und Brüdern ehrlich und offen miteinander sprechen können. Denn auch „die Bürger Jerusalems“ können, wie Schneider – auf ein Wort des hl. Augustin hinweisend – in einem Brief (an Hans Krömler vom 5. 11. 1952) vermerkt, „die Geschäfte Babylons versehen“. Er meinte damit wohl das Sich-Einmischen kirchlicher Autorität in weltlich-politische Fragen, die zu enge und somit schädliche Verquickung von Kirche und Staat, das Hinüberwechseln vom einfachen Wort auf die diplomatische Sprach-Ebene, was Außenstehenden eher als Unehrllichkeit und Unwahrhaftigkeit vorkommen mag; aber auch die Flucht aus dem natürlichen in den übernatürlichen Bereich, vor aufrichtiger Konfrontation und Auseinandersetzung mit den wirklichen Problemen auf die Ebene welt- und menschenferner Theorie, des Gehorsams, autoritären Zwangs, menschlicher und religiöser Unfreiheit, des Tabus, überbewerteter Tradition.

Mit Bernanos tritt Schneider für die Anerkennung der Menschenwürde, der persönlichen und religiösen Freiheit in der Kirche ein. „Wir bitten die Kirche, keine Waffen zu segnen als die Waffen des Lichts“, schreibt er bereits 1947 (D 28 f.). Und: „Nach den Erfahrungen meines Lebens ist das deutsche Volk für mich so wenig eine politische Autorität, wie es die Kirche ist; es sind nur einzelne, die raten und helfen können“ (VT 99).

Mit großer Heftigkeit hat sich Reinhold Schneider gegen die damals (1950/52) in der Kirche mächtigen und einflußreichen Moraltheologen

gewandt, zum Teil auch gegen das päpstliche Lehramt, einmal in der Frage des „gerechten Krieges“, der Atombombe, von Krieg und Frieden überhaupt; sodann in der Frage ehelicher Geschlechtlichkeit. Diese Auseinandersetzungen fanden meist im privaten Raum statt, mündlich und brieflich. Doch noch im „Winter in Wien“ lesen wir: „Es ist unerträglich, daß die geistliche Autorität dieses Dunkel (das heilige Dunkel ehelicher, geschlechtlicher Liebe) betritt. Das Sakrale ist keiner Gesetzgebung unterworfen. Wer in das Mysterium dringt, hebt es bis in seine Möglichkeit auf“ (WW 153).

Das Leiden in der Kirche

Der Historiker Reinhold Schneider wußte aber, daß zu einem Christenleben auch dies gehört: „das Leiden in der Kirche und an ihr“ (P 193). Das Gesetz des Lebens – auch in der Kirche – ist von Tragik durchsetzt. Amtsträger ebenso wie Charismatiker und Propheten sind und bleiben Menschen: begrenzt, fehlerhaft, unvollkommen. „Es ist ein Leiden der Kirche an sich selbst, in dem die Gnade sich kämpfend durchsetzt“, erkennt der Hagiograph (P 193). Denn „das Leiden vor dem Kreuze verbindet unlösbar mit Gott und den Menschen allen“ (EE 238). Durch das Kreuz werden wir Christi Diener und Dienerinnen, verwachsen wir tiefer mit der Kirche, mit dem geheimnisvollen Leib des Herrn. „Indem wir es (das Kreuz) annehmen, gehen wir in die große Gemeinschaft des Leides ein, die Christus durch seinen Tod gestiftet hat“ („Im Antlitz der Not“, 1947, 3 f).

Von Maria her, der *Mutter Jesu* und seines mystischen Leibes, besitzt die Kirche einen mütterlichen Zug. „Das Mütterliche der Kirche war in der Gottesmutter vorgebildet“, schreibt Schneider (GW 135). „Die Kirche ist meine Mutter geworden. Ich bin nie ohne Trost und nie allein“, behauptet Virginia, Galileis Tochter, in der dramatischen Skizze des Dichters „Die Monde des Jupiter“ (FK 59). „Ja, sie versteht, was Menschen nicht verstehen“, antwortet ihr Vater optimistisch. Schneider sollte enttäuscht werden. Das Nichtverstehen der Kirche war für ihn äußerst schmerzlich. Nur der Glaube an das marianische, mütterliche Geheimnis der Kirche läßt ihn für die Zukunft auf ein besseres Verständnis des kirchlichen Amtes in den Problemen der Gegenwart hoffen: „Der Glaube des Felsenmannes trägt die Kirche bis ans Ende der Zeiten; der Geist wirkt in ihr; die mütterliche Liebe aber schützt und erhält; sie zieht die Werke des Glaubens, christlichen Geistes in die Nähe des Herzens zurück, dessen Macht ein Geheimnis der Kirche ist. Wir dürfen das Herz nicht entweihen . . . das Herz ist da als die . . . zu verehrende Liebesmitte, ohne die kein Leben, kein Dasein, kein Blühen des Geistes ist. Die Jünger und damit die Priester alle sollten nach dem Willen des Heilands nicht ohne Mutter sein. Wer aber in der

Liebe der Mutter, aus dem vollen Bewußtsein der Sohnschaft lebt, wird gnädig geleitet auf den gefährlichen Wegen des Geistes . . .“ (GW 135).

Eine Stelle im autobiographischen Aufsatz „Mein Anliegen: Dienst am Geoffenbarten“ (GZ) enthält das Selbstverständnis Schneiders zur Zeit seines hilfreichen Einsatzes während der Kriegsjahre. Vorauszusetzen ist der wiederholt und mit Nachdruck von ihm geäußerte Gedanke, daß der *Künstler in der Kirche* eine Heimat des Herzens und des Geistes finden sollte: „Die Kunst muß heimfinden in die Kirche, die Kirche ihr offenstehen“ (D 23). Beiden „geht es um die Verherrlichung Gottes, die Ordnung der Liebe, die Würde des Menschen, das Erbarmen mit der seufzenden Kreatur, die Freiheit des Geistes“. Der Künstler „braucht ein Haus, das nicht erschüttert werden kann“, und das kann nur die Kirche sein, „die Kirche in ihrer ganzen weltgerechten Weite“ (a. a. O. 24), die Kirche, „deren Tor wahrlich nicht zu niedrig ist für irgend eines seiner Werke“ (Gebet und Kunst in: Münster 2, 1948/49, 39).

Nun der angekündigte Text: „Mein einziger Wunsch ist, ein Zeuge der Wahrheit zu sein . . . Die Wahrheit, die uns zu Zeugen macht, ist unendlich viel stärker als wir; sie dringt über uns hinweg in die Geschichte, die kein Menschenwerk ist, vielmehr der Bau eines großen Königs, dessen Bauplan sich uns nicht entschleiert. Die Geschichte mißt uns die Stunde zu; sie fordert das Wort uns ab, das ein totes Wort bleibt, wenn es nicht eins wird mit dem Leben. Das helfende, läuternde, zeugende, notwendige Wort kann aber nur in der Kirche gesprochen werden, die nach Gottes Willen mitten in der Geschichte steht, und so wage ich mein Anliegen noch einmal zu bezeichnen: es ist, eine Stimme zu sein im Kirchenraum, jetzt und hier“ (GZ 334 f.).

Daß die Kirche der Kunst, der Wissenschaft, dem Künstler, dem Forscher, dem Denker und Kritiker nicht immer Heimat bietet, braucht nicht eigens gesagt zu werden; sie steht ihnen sogar oft genug ablehnend und feindlich gegenüber; Carl Friedrich von Weizsäcker hat es in einem Vortrag von 1973 über R. Schneider und im Hinblick auf ihn (Reinhold Schneider in unserer Zeit) ausdrücklich notiert. Der Dichter wußte um diese Tatsache und wies dem Leiden in und an der Kirche schmerzlich lächelnd einen Ort an in ihrem Geheimnis. Er wußte auch, daß das Leiden als Mitleiden mit dem gekreuzigten HERRN zum Heil gereicht, Anteil schenkt an der Erlösung und Heimholung der Welt, innerliche Vertiefung und Bereicherung bringen kann. In einer Passionsbetrachtung äußert er den Gedanken, es könnte die Bestimmung der Feinde sein, dem Christen „das Kreuz zu reichen“ (AW 176). Ein andermal führt er aus, man müsse „ein jedes Leiden fragen nach dem, was es will“. Es will nämlich „getragen werden in seinem (Christi) Namen, es will uns ihm annähern“. „Zu den

Leidenden ist er (Christus) gekommen; die Leidenden hat er berufen . . . Alles ward uns vorausgelitten; jeder Schmerz und die tiefste Schmach sind vergöttlicht worden“ (AW 199 f.).

Gewissen vor Christus dem Lebendigen

Wir sahen, wie sehr R. Schneider von der Verantwortung des Menschen, des Christen in Welt und Kirche, erfüllt war. Wer sagt dem Menschen und Christen aber, wann und wie er diese Verantwortung wahrzunehmen habe? „Christus, der Lebendige, hat ein einziges Gesetz gegeben: sein Leben in uns; das Gesetz des von ihm durchdrungenen Gewissens“, erklärte Schneider in einer Rundfunkansprache zu Pfingsten 1953 (CP 90).

Gewissen erwächst aus der Verantwortung für das Ganze, das Ganze der Schöpfung, der Welt, der Offenbarung, der Kirche. Es wird in personaler Entscheidung erfahrbar, wirksam. „Was bleibt?“ fragt Schneider, nachdem er abwägend festgestellt hat, daß das Christentum die „Verantwortung auf das Verborgenste ausdehnt und nicht richtet, wie die Gerichtshöfe richten nach Delikt und Gesetzbuch, sondern daß es den Menschen richtet durch den erschütterten Menschen selbst. Es ist also dem Einzelnen überantwortet, was als Sünde angesehen werden muß, nämlich als Sünde vor Christus“ (BD 33 f.). „Was bleibt? Immer nur das Du vor Christus. Was darf ich denken, wünschen, erfinden, tun vor Dir?“ (a. a. O. 34). *Weil Er lebt*, hat der Christ sein Tun und Lassen, seine innersten Gedanken, Willens- und Gefühlsregungen vor Ihm zu verantworten. Vor Christi Auge liegt sein Herz offen und frei. So kann Reinhold Schneider das Gewissen definieren als „Verantwortung vor Christus dem Lebendigen, das Sein und Denken, Weben und Atmen Auge in Auge mit Ihm“ (Nachwort zu HH 293).

„Die Not der *Staatsmänner* dieser Epoche ist unerhört“; der christlichen vor allem; denn „es ist klar, daß die an Christus gebundenen (Staatsmänner) eine weit furchtbarere Not bestehen müssen oder müßten als solche, die ihn leugnen“ (BD 34/ datiert 9. 9. 1953). Diese und andere Worte Schneiders kommen einem vor wie eine Wiedergutmachung an Konrad Adenauer und dessen zur Zeit des „Falles Reinhold Schneider“ (1951/52) in der Bundesrepublik regierenden Partei, deren Friedensarbeit und Friedensvorsorge offensichtlich mit Erfolg gekrönt war.

Schneider hat später sein *politisches Engagement* ironisiert. So lesen wir im „Balkon“ (1957) die fast heiteren und doch schmerzlichen Zeilen: „Nun, über die politische Inkompetenz der Poeten ist kein Wort zu verlieren. Was soll man mehr von ihnen verlangen als einen schönen Vers . . . Im übrigen stiften die Dichter nur Verwirrung“ (BA 55). Nicht in den Niederungen (oder Höhen) der Tagespolitik, doch in seinem grundsätzlichen

Anliegen, im Einsatz für Frieden, Recht und Gerechtigkeit befand sich der Dichter auf dem rechten Weg. Es gelang ihm in der Tat, seine Friedensideen zur Entwicklung zu bringen, bis hin zu den großen Friedensreden und Friedensessays als verdienter Träger des Friedenspreises 1956 des Deutschen Buchhandels³.

Die Staatsrechtler und Moralthologen wissen, was gemeint ist, wenn Reinhold Schneider schreibt: „Je empfindlicher das Gewissen, je deutlicher die christliche Verantwortung für alle und alles ist, für das Ganze der Welt, um so weniger werden staatsrechtliche und moralthologische Systeme befriedigen“ (BD 34). Die heutigen Moralthologen bringen an den damaligen Systemen (vor 30 Jahren) nicht unwichtige Vorbehalte an. Auch dürfte das feindliche Klima, das dem Schriftsteller im Laufe der frühen fünfziger Jahre aus gewissen Kreisen entgegenschlug, ein Ausfluß des Miß- und Unverständnisses, der Intoleranz, der Treulosigkeit (früherer Freunde) gewesen sein.

Das Gebet

Für den Glaubenden und Liebenden wird das Stehen vor Christus dem Lebendigen unwillkürlich zum Gebet, zum Dank- und Bittgebet, zum verweilenden, betrachtenden Gebet, zum Gebet des Staunens und der Hingabe. Ungezählte Stellen in Schneiders Werken handeln vom Gebet, deuten darauf hin. Gedichte, vor allem Sonette und die Stationen des „Kreuzwegs“ (1942) hat der Schriftsteller als Gebete geformt; einzelne Kapitel der „Sieben Worte am Kreuz“ (1947) und des „Vaterunser“ (1941) münden vielfach in Gebete aus. Wie das Mittelalter erblickt er im Beten der Ordensleute ein geschichtliches Wirken. „Das Haus kann den Schutz des Gebetes nicht entbehren“ (AW 72). „Eine noch größere Macht (als die Philosophie und ihre Gedanken) ist das Gebet. Und auch als Beter müssen wir uns verantworten“, bekennt der Dichter 1953.

Im Gebet werden Erkenntnisse erwogen, wird man sich der Richtung des rechten Wirkens und Weges bewußt. Gebet und Arbeit, Vor-Gott-Verweilen und verantwortliches Tun gehen ineinander über. „Es ist kein Wirken im Sinne Christi möglich ohne das Gebet. Das Gebet ist ja nicht ein Verzicht auf die Tat; es ist ein ‚Wirken mit Gott‘ nach den Worten Jakob Böhmes; es ist Anfang und Stärke und Ende der Tat“ (AW 71).

Das Gebet half dem vielfach kranken Dichter schlaflose Nächte und die Depressionen einer ererbten Schwermut bestehen. Vom Gebet in der Nacht schreibt er: „Du bist aufgewacht, weil du nicht mehr allein sein sollst – vielleicht gar, weil jetzt die Welt eines Beters bedarf. Die Liebe hat dich

³ Vgl. Rita Meile: *Der Friede als Grundmotiv in Reinhold Schneiders Werk*. Bern 1977.

gerufen – und du darfst ihr antworten, und die Gnade will es vielleicht, daß diese Antwort zum Heile ist anderen und dir“ (EE 226). Das Gebet verbindet den Beter mit seinen Mitmenschen, den nahen und fernen, mit ihren Nöten und Anliegen, mit ihren Wünschen und Zielen. „Du betest, und also bist du in der Ordnung vor Gott und in der Ordnung der Menschen, des Weltalls“, schließt die schöne und hilfreiche Skizze „Trost der Nacht“ (EE 227). Das Gebet verbindet den Beter mit Gott: „Indem wir beten, geht unser Sein über in das Leben des Herrn“ (AW 64). Andernorts: „Wir müßten uns hineinbeten in Christi Sinn. Dieses Hinüber zu ihm, die etwa uns gewährte Wandlung und Verwandlung ist das erste Anliegen des Gebets“ (GF 35).

Das Gebet gab letztlich den Antrieb für die Rückkehr zur Kirche. Angesichts des Grauens nationalsozialistischen Terrors und des heraufkommenen Krieges in den späten dreißiger Jahren gab es nur *einen* Ausweg: das Gebet, das Opfer, die Sühne. Im „Verhüllten Tag“ lesen wir: „Dem mit dem Krieg hervorbrechenden Leiden fühlte ich mich in keiner Weise gewachsen . . . Es gab nur eine Möglichkeit der Existenz und zugleich der Gegenwirkung: das Gebet. Sobald ich nachts erwachte, ging ich in dieses Dasein über, und ich verharrte darin, bis ich wieder einschlief“ (VT 185). Und rückblickend auf sein Leben (1953): „Heute weiß ich, daß nur der Betende wahrhaft geführt wird und nur die im Gebete errungenen Gewißheiten nicht zerbrechen“ (VT 216). Im Lichte von „Winter in Wien“ wird uns eine seltsame Stelle im „Verhüllten Tag“ aufgehellt. Da heißt es: „Es geht nicht mehr um den Glauben, nur ums Gebet, um das Wort ,ohne Unterlaß‘. Mit ihm würde das Seil zerreißen, das gerade noch trägt“ (VT 229). „Beten ohne Unterlaß“ (1 Thess 5, 17), das ist Wandel in Gottes Gegenwart, Jesu Gesinnung hegen, vor Christus dem Lebendigen stehen, sich jederzeit vor Ihm, von Ihm geliebt, behütet, gesendet wissen. Dieses Seil zerriß nicht bis zur letzten Stunde, mochten manch andere Stricke reißen. Es trug über die Anfechtungen der schwierigen Jahre erlahmender körperlicher und schöpferischer Kraft und seelischer Resistenz, wirrer Ängste und Zweifel.

„Ich wußte nicht, was Christus war“⁴

Der junge Reinhold Schneider hatte den Religionsunterricht besucht, die Sakramente empfangen. Doch fühlte er sich vom Christentum nicht existentiell ergriffen. „Ich hatte das Licht nicht“ (VT 75), schrieb er darüber. „Wenn auch in katholischen Formen erzogen, hatte ich doch keinen echten

⁴ Vgl. meinen Aufsatz „*Das Kreuz als Mitte des Lebens. RSs Weg zu Christus*“. In: Borromäer-Stimmen 53 (1972/73) 65–73 und „*Raum für das Licht. RS als religiöser Schriftsteller*“. In: Stimmen der Zeit (in Kürze).

Glauben Ich glaube nicht, daß ich wußte, was Christus war und getan hat“ (EE 27.21 f.). Im „Kreuzweg“ (1942) betet der Dichter: „Ich selbst weiß es von mir, daß ich dem Abfall gedient, den Irrtum verbreitet habe, daß ich es gewagt habe, Deine (Gottes) Wahrheit zu bestreiten in selbstherrlichem Wahne“ (K 15). Das gemahnt uns an das Bekenntnis des hl. Paulus, er sei der geringste Apostel, nicht wert, Apostel zu heißen, da er die Gemeinde Gottes verfolgt habe (1 Kor 15, 8). Wer aber Persönlichkeit und Werk Reinhold Schneiders betrachtet, wer sein Wirken zur Zeit des Dritten-Reich-Terrors und des Weltkrieges, wer seinen Friedenseinsatz, seinen Versöhnungs- und Einheitswillen unter den getrennten Brüdern in Deutschland, wer seine Sonette und religiösen Schriften, seine Dramen und Erzählungen vor Augen hat, wird erkennen, daß hier ein Christ vor uns steht, der ein Charisma besaß, eine besondere Gnadengabe zu Aufbau und Erbauung des Volkes Gottes und des deutschen Volkes, eine Sendung für Kirche und Christenheit. Wie kam es zur Wende auf Christus?

Verschiedene Erfahrungen, Kräfte und Wege haben den Dichter zum Glauben und in dessen Mittelpunkt – zu Christus – geführt, einmal das Erlebnis der *Tragik und der Geschichte*: „Das Tragische widerspricht dem Christentum nicht. Auf seinem eigensten Boden: dem repräsentativen Ort abendländischer Geschichte war ich vor das Kreuz gelangt“, schreibt er rückblickend (VT 133). Vor allem die *Zeitgeschichte*, die Ohnmacht und Unbehaustheit unter der Nazierrschaft, drängten den Hilfsbereiten zur einzigen noch offenstehenden Zuflucht: zu Gott, zum Glauben. „Die Zeit arbeitete mit“, heißt es im „Verhüllten Tag“. „Sie war das furchtbare Werkzeug der Gnade“ (VT 130). Die persönliche Erfahrung der *Krankheit* gesellte sich hinzu: eine ihn von Jugend auf bedrückende Schwermut mußte stets aufs neue bewältigt werden. Im Frühjahr 1938 erlitt Schneider einen körperlichen Zusammenbruch. Seither fühlte er sich nie mehr recht gesund, sondern mehr oder weniger krank. Er erblickte darin den eigentlichen Zustand des Christen, ein Zeichen, daß er des Arztes, Christi, bedurfte. Entscheidend war schließlich die Begegnung mit Christus im Wort der Heiligen Schrift und im Sakrament des Altares.

Das Geheimnis der Eucharistie

Die religiösen Schriften Schneiders, nicht zuletzt die Sonette, widerspiegeln hundertfach diese Christus-Begegnung, die sich mit jeder Meßfeier, mit jedem Hören und Lesen des Gotteswortes erneuern kann. In einer wertvollen, heute in Vergessenheit geratenen Schrift des christlichen Autors – „Der Priester im Kirchenjahr der Zeit“, 1946 – wird der in der Eucharistie gegenwärtige HERR „der göttliche Überwinder aller Verzweiflung“ und der Glaube an „Gottes unfafßbare Gegenwart, die verborgene höchste

Wirklichkeit“, eine „gewaltige Leistung des Glaubens“ genannt, „das mächtige Gegengewicht gegen die Neigung zur Tiefe, zum Nichts, die Satan der Schöpfung eingeflößt hat als den Fluch der Sünde“ (PK 24).

Aus diesem Bekenntnis läßt sich erahnen, welch lebenswichtige Kräfte Reinhold Schneider aus dem Glauben und dem Sakrament des Altars zuströmten, wie für ihn der Glaube und die religiöse Betätigung als Katholik Lebensinhalt und Bewältigung seines ständig bedrohten Daseins darstellten. „Nicht von unserm Glauben her ergreifen wir das Sakrament, das Sakrament ist vielmehr so stark, daß es unsern Glauben immer aufs neue schafft. Vielleicht bedürfen wir nicht einmal der Überlieferung vom Leben des Herrn und seiner heiligen Worte; wir wissen: *er ist da*; er ist in dieser Welt und bleibt in ihr, und seine ganze heilige Macht will mit dem Sakramente in unser Leben treten“ (GW 117). Zwei Jahre vor dem zweiten Weltkrieg ging der ringende, zwischen Glaube und Zweifel stehende junge Mann wieder zur heiligen Messe (vgl. VT 134). „Ich ging wohl täglich in die Kirche, allsonntäglich zur Messe“, schreibt Schneider von jenen Jahren erster religiöser Betätigung. „Aber zum Sakramente wagte ich mich nicht. Ich wußte, daß das Sakrament entscheidend ist“ (VT 149). Er könne, setzt Schneider, der über seine Erfahrung und seine Zeit in diesem Lebensbericht Rechenschaft ablegt, hinzu, „ein Christentum . . . außerhalb der Kirche“ schwerlich verstehen. Denn gerade „im Sakrament und aus dessen Macht“ könne die Menschwerdung des Gottessohnes in uns wirklich werden (VT 149). Die Eucharistie ist in der Tat das Sakrament der Einheit. Aus vielen Körnern wird ein Brot, aus vielen Trauben der Wein. Es sei die Bestimmung des Sakramentes, führt der Dichter im Vorwort zu seiner Calderon-Umdichtung 1950 „Das Spiel vom Menschen“ aus, „dahin zu wirken, daß Alle eins werden: daß Alle zu dem Leben werden, dessen Haupt Christus ist“ (a. a. O. 5).

Die überwältigende Erfahrung dieser Jahre unmittelbar vor dem Krieg und während des Krieges war jene von der Macht des Gebetes; es führte zur letzten Zuflucht und Geborgenheit, zu Gott. Das Beten wurde ihm zur Notwendigkeit: „Wie hätte ich . . . im Bewußtsein entsetzlicher gegenwärtiger, kommender Dinge leben sollen, ohne zu beten?“ Und: „Wie hätte ich (aber) noch beten sollen, wenn ich nicht getan hätte, was der Herr geboten hat?“ (VT 151). Damit waren Beichte und Kommunion gemeint.

„Winter in Wien“⁵

Aus dieser Einheit der an Christus Glaubenden, von Ihm das Heil Erwartenden fühlte sich Reinhold Schneider in den zwei, drei letzten Lebensjah-

⁵ Vgl. das Kapitel „Der Zweifel“ in meinem Buch: *Tragik vor dem Kreuz*. 1966, 179–235.

ren hinausgleiten, hinaus in die Ungeborgenheit und Unbehaustheit des Geistes und des Herzens, in „die Verzweiflung vor dem Kreuz“ (WW 261). Aber er hielt auch in diesen Wochen und Monaten der Glaubensanfechtungen fest am Gebet – wie wir schon betonten –, an Kirchgang und Meßbesuch. Das erhellt aus verschiedenen Stellen des Wiener Tagebuches. Eine davon lautet: „Beten über den Glauben hinaus, gegen den Glauben, gegen den Unglauben, gegen sich selbst, einen jeden Tag den verstohlenen Gang des schlechten Gewissens zur Kirche – wider sich selbst und wider eigenes Wissen–: solange dieses Muß empfunden wird, ist Gnade da; es gibt einen Unglauben, der in der Gnadenordnung steht. Es ist der Eingang in Jesu Christi kosmische und geschichtliche Verlassenheit, vielleicht sogar ein Anteil an ihr . . .“ (WW 261).

Mehr noch als „Verhüllter Tag“ (1954) enthüllt „Winter in Wien“ (1958) die innere Landschaft des frühzeitig gealterten, von der Krankheit ausgehöhlten Menschen Reinhold Schneider. Die *Schmerzen* fallen ihn an wie unberechenbare Tiere. „Diese Hefte sind unter so mißlichen Schmerzen bekritzelt worden, daß ich nicht mehr weiß, was ich tat“ (WW 231). Es ist ein Tagebuch, geschrieben in völliger Wahrhaftigkeit, spontan unter dem Eindruck der eben erlebten Stunde, einer Begegnung, einer Erfahrung, eines aufsteigenden Zweifels. Mit diesem Buch hat Reinhold Schneider, der bisher als formal konservativer Schriftsteller galt, in Inhalt und sprachlicher Form die Moderne eingeholt, die zweite Jahrhunderthälfte mit ihrer Problematik vorweggenommen.

Man darf bei diesem Tagebuch die literarische Gattung nicht aus den Augen verlieren. Die *Tagebuchform* registriert die jeweilige seelische Gestimmtheit genau. Sie folgt getreulich den Witterungen der Seele. Mit Vorliebe werden extreme Situationen und Erfahrungen geschildert. Die Pointe und die spitze Formulierung beherrschen das Feld. Die seelisch-geistige Not muß man sich ja vom Herzen schreiben können. Am nächsten Tag erstrahlt die verregnete Welt wieder in frischer Sonne. Eine Aussage – mag sie noch so hart formuliert sein – steht gegen die andere. Nicht selten hebt die eine die andere auf.

Man darf daher der Tagebuchaussage nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig Wert zumessen. In vorsichtigem Abwägen könnte der *Gehalt* von „Winter in Wien“ so resümiert werden: Im Buch-Kaleidoskop gibt es ein paar Steinchen, die – vielfach variiert – zu Steinen des Anstoßes werden, über die der bedrängte Mann nur mit Mühe hinwegkommt. Da ist einmal die *Kosmos-Wirklichkeit*, für ihn eine „ungeheuerliche Überforderung, nicht allein des menschlichen Geistes und der Vorstellungskraft, sondern der Existenz“ (P 235). Er vermochte sie nicht mehr einzuordnen in sein bisheriges Weltbild. Doch *weil Er lebt*, weil Christus der Herr und als

Logos der Schöpfer und Bewahrer des Weltalls ist, rang der Dichter immer wieder seine Zweifel vor den Weltraumtiefen nieder. Das erfahren wir etwa aus der Erzählskizze „Die Monde des Jupiter“, darin das Kosmos-Erlebnis und das innere Drama Galileo Galileis dargestellt werden. „Der erste Blick ist vernichtend“, gesteht der Astronom seiner Tochter; „ich fühlte mich hinabgeschleudert in die Finsternis. Aber dann begann es in mir zu arbeiten . . . Siehst du, daran arbeitet es, daß wir erkennen: Gott ist größer, als wir ihn gedacht haben. Und auch das Opfer Jesu Christi ist größer, als wir wußten. Daß er sich dieser Verlorenheit erbarmte und daß auf dieser verlorenen Erde dieses Weltall dem Vater wieder in die Hände gelegt wurde: das ist es, was wir nun lernen sollen“ (FK 280 f.). Leider hat Reinhold Schneider Teilhard de Chardin nicht mehr kennengelernt. Teilhards optimistische Weltschau hätte seinen Pessimismus aufgehellt.

Ein weiterer Stein des Anstoßes entstammt dem Bereich des Mikrokosmos, der *Biologie*. „Die biologische Situation des Menschen ist ebenso verzweifelt wie die kosmische“, lesen wir in „Winter in Wien“ (196). Das Leben des Mikrokosmos erscheint dem Dichter als sinnloser, unerbittlicher Kampf, als Gleichgewicht von Zerstören und Zerstörenlassen, Fressen und Gefressenwerden. Immer „wieder zerstört ‚Leben‘ sich selbst . . . Das ist die Verdammnis zum Dasein, eine rotierende Hölle, das Nichts in der Erscheinungsform der Qual“ (WW 213). Das deprimierende Bild des Existenz- und Überlebenskampfes in freier Natur und des Leides der Kreatur liefert dem von den Naturwissenschaften und der Biologie faszinierten Dichter ein erschreckendes Ur- oder Vorbild des Lebens. Das greift auf sein Empfinden und Denken in Richtung ewiges Leben über. Ein in der Jugend bedrängendes Problem, die „idée fixe“ vom ewigen Schlaf, taucht mit neuer Kraft empor⁶. Der Kranke notiert seine Ängste und die Sehnsucht nach Ruhe, nach Schlaf, nach einem Leben ohne ständige Schmerzen und Anfechtungen. Wieder ist es der Glaube, der – mühselig genug – das Gegengewicht schafft: „Ich weiß, daß *Er auferstanden ist*; aber meine Lebenskraft ist so sehr gesunken, daß sie über das Grab nicht hinauszugreifen, sich über den Tod hinweg nicht zu sehnen und zu fürchten vermag“ (WW 79).

Die *Geschichte* – eine dritte Anfechtung – ist „zur Farce geworden, zum Selbstmord der Welt“ (WW 217). Warum läßt die Liebe Gottes die Tragödie der Völker zu, das Grauen des Krieges, gegenseitiger Vernichtung? Reinhold Schneider ist zum Propheten des Untergangs geworden.

Sein *Gottesbild* – die wohl schlimmste Anfechtung – hat sich verdüstert. Er kann zu Gott nicht mehr „Vater sagen“. Des Vaters Antlitz bleibt für ihn verhüllt, es hat sich verdunkelt; „es ist die schreckliche Maske des Zer-

⁶ Diese „fixe Idee“ Schneiders müßte genauer untersucht werden. In den „Tag- und Nachtbüchern“ Theodor Heckers, 1948, finden sich Parallelen.

schmetternden, des Keltertreters“, was er wahrnimmt (WW 119). Sein Verhältnis zur *Kirche* ist schwierig geworden. Erstaunt hört er, mit welcher Hinneigung Carl Zuckmayer von der Kirche spricht. Wörtlich: „Fest überzeugt von der göttlichen Stiftung und ihrer bis zum Ende der Geschichte währenden Dauer, ziehe ich mich doch am liebsten in die Krypta zurück; ich höre den fernen Gesang“ (WW 79). Etwas später: Es sei ihm „herzlich weh“ zumute. „Ich fühle mich aus dieser Wirklichkeit, diesem Wahrheitsbereich gleiten, ohne Einwand, immer in Verehrung und Dankbarkeit, ohne jegliche Rebellion, aber eben doch für mich, gezogen von meinem Daseinsgewicht, mit geschlossenen Augen, verschlossenem Mund“ (WW 113). Das ist eine jener zahlreichen Stellen in „Winter in Wien“, wo abgründige *Trauer* hörbar wird, der Ton wehmütigen Schmerzes, die Melodie der stummen Klage dieses Schriftstellers, der – Prosa schreibend – den Lyriker und Elegiker verrät, der er ist. Eugen Biser hat diese mit christlicher Liebe verbundene Trauer Reinhold Schneiders eine unter der Verheißung der Seligsprechung stehende Trauer genannt. Eine Trauer der „Ergebung“, die „das Gegenteil von Verzweiflung“ sei⁷.

Die *Wehmut* dessen, der vorzeitig Abschied nehmen muß von der Welt, ist in „Winter in Wien“ spürbar, die Trauer Hamlets, der weiß, was zu tun wäre, es aber nicht zu tun vermag, die Zeit dafür nicht mehr besitzt. Es sind in der Tat nicht Zweifel im theologischen Sinne, was den Dichter bedrückt, es ist das Ergebnis der Gottesferne, der Verlassenheit, der geistlichen Trockenheit, ein stellvertretendes Leiden, die Gottesferne des modernen Menschen austragend. Die Mystiker nennen es die „*Dunkle Nacht*“, jene seelische Läuterung, die mehr oder weniger intensiv wohl alle Gottsucher, alle das ewige Leben Anstrebenden erfahren. Schneiders Glaubenswelt und Glaubenseinsicht machten eine neue, letzte Wandlung durch, zum Teil psychosomatisch bedingt. Die Krankheit hatte eine große Müdigkeit über ihn gebracht. „Die Vernunft zerstört den Glauben keineswegs; viel ernster zu nehmen ist die Arbeit des Schmerzes am Fels, vernichtende Erosion“, notiert der Tagebuchschreiber hellsehtig (WW 284). Nach dem Bericht der Lebensgefährtin Reinhold Schneiders, Anna Maria Baumgartens, fand seine „dunkle Nacht“ ein Ende. Wenige Tage vor seinem Tod war ihm eine ihn erschütternde *Schau* zuteil geworden, die ihm den Sinn aller Lebenszusammenhänge erhellte. „Jetzt ist mir alles durchsichtig und klar. Ich sehe durch alles hindurch. Es ist mir alles präsent“, soll er ausgerufen haben⁸. Ähnliches ist uns von den letzten Tagen des Thomas von

⁷ Eugen Biser: „Das verhüllte Antlitz“. In: Münchener Kirchenanzeiger 2. 4. 1978. S. 9 f.

⁸ Maria van Look: *Jahre der Freundschaft mit Reinhold Schneider*. 1965, 243 – Eine Erhellung mancher hier angedeuteter Probleme steht im neuesten Buch über R. Schneider: K.-W. Reddemann, *Der Christ vor einer zertrümmerten Welt*. Freiburg: Herder 1978.

Aquin überliefert. Aber diese Erhellung des winterlichen Himmels im Seelenleben Schneiders geht auch aus den Tagebuchnotizen hervor. So spricht Schneider vom barocken, unterirdischen Heiligtum der Bergkirche zu Eisenstadt als von einem „Zauberberg der Mystiker“. Und: „Der Glaube, der zu Grabe fährt, mit Christus ins Grab, wird vielleicht auferstehn“ (WW 208). Verborgen, nach dem Eintrag an einem „Sonntagmorgen von bemerkenswerter Tristesse“, steht der symbolisch zu deutende Satz: „Über dem Altar der Dominikanerkirche heute doch ein schwaches, hellgraues, fast silbernes Licht“ (WW 196).

Weil Er lebt: Reinhold Schneider hat – wir hörten es – als Beter und als Kirchgänger ausgeharrt, allen Glaubensanfechtungen zum Trotz, in persönlicher Verbundenheit mit dem Herrn in der Todesangst und am Kreuze, in der Verbundenheit auch mit der Kirche, dem geheimnisvollen Leib Christi. Ein letzter Text aus „Winter in Wien“ möge es bezeugen: „Man muß beten, auch wenn man es nicht kann. Ich kann sehr wohl beten für andere, die Priester, Forscher, Staatsmänner, die Völker, die Kreatur, die Erde; für die Kranken zuerst, wie es sich versteht, und für die Toten; das ist die stille Bestätigung eines rätselvollen Zusammenhangs. Ich habe ein tiefes Bedürfnis danach; es ist das, was mich hält, was mich morgens in die Kirche ruft; für mich kann ich nicht beten“ (WW 119).

Siegel der Reinhold-Schneider-Schriften:

AW	Allein der Wahrheit Stimme will ich sein. 1962.
BA	Der Balkon. Aufzeichnungen. 1957.
BD	Der Bildungsauftrag des christlichen Dichters. 1956.
CP	Der christliche Protest. 1954.
D	Der Dichter vor der herausziehenden Zeit. 1947.
DM	Duldet mutig, Millionen. ² 1947.
DV II	Dämonie und Verklärung. 1947.
EE	Erfüllte Einsamkeit. 1963.
FK	Der ferne König. 1959.
GE	Gedanken des Friedens. 1946.
GF	Gedanken des Friedens. Neuaufl. 1957.
GW	Gelebtes Wort. 1961.
GZ	Das Gottesreich in der Zeit. Um 1944.
HH	Herrscher und Heilige. 1953.
K	Der Kreuzweg. 1942.
MG	Macht und Gnade. (1940). ⁴ 1954.
MK	Manuskript in Karlsruhe.
NE	Die neue Ehre. 1946.
NH	Die Nacht des Heils. 1947.
P	Pfeiler im Strom. 1958.
R	Rechenschaft. 1951.
So	Die Sonette von Leben und Zeit. 1954.
VT	Verhüllter Tag. 1954.
WW	Winter in Wien. 1958.